Küferpauls Jahrzeit

Autor(en): **Weiss, Margarethe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 18

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574218

Nutzungsbedingungen

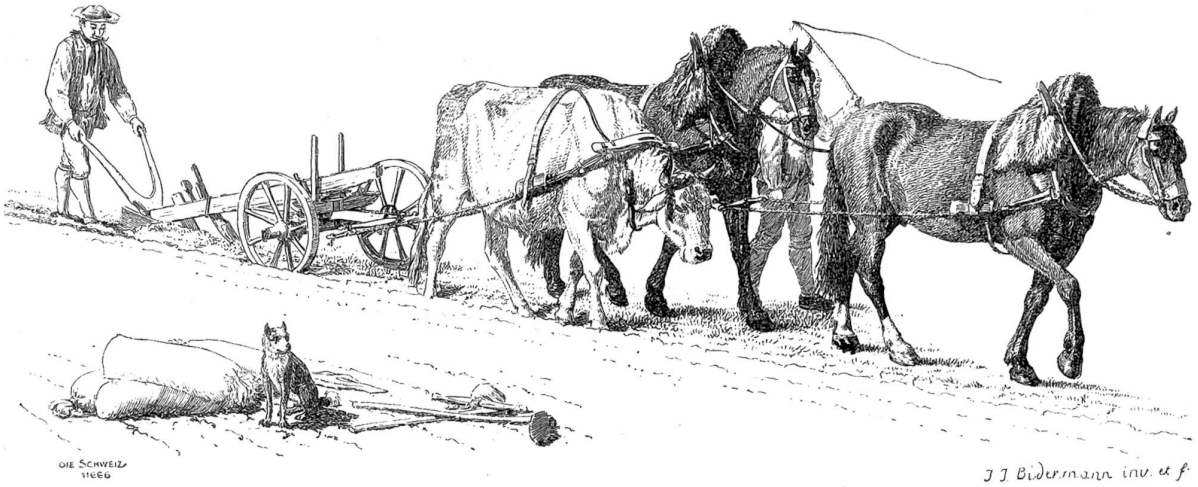
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Küferpauls Jahrzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Margarethe Weiß**, Buonas.

Mit zehn Vignetten nach Radierungen von J. J. Biedermann (Winterthur). Originale im Besitze des Kunstmuseums in Winterthur.

„Was singet und klinget die Straße herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf,
Es ziehet der Bursch in die Weite!"

Ja, sie gaben ihm das Geleite, dem in die Fremde wandernden Balthasar, seine Schwester und seine Braut, das Brigittli vom Veilchenhof.

„Zu Weihnachten komme ich sicher nach Hause," beteuerte der junge Schreinergeselle, als er draußen vor dem Dorfe diesen seinen Lieben die Hand zum Abschied drückte.

„Das kannst du aber nicht für so gewiß versprechen, Balz," sagte die Schwester, und schüttelte dazu ungläubig das Haupt.

„Wenn du jetzt erst so weit ins Ausland reisest, wer weiß, ob du dann nur das Reisegeld zusammenbringst bis Weihnachten? Oder wenn du eine Stelle hast, ob du Urlaub bekommst?"

„Ich werde es einzurichten wissen!" meinte Balz, und das im Trennungsschmerz schluchzende Brigittli meinte es auch. Nachdem es nochmals rührend Abschied genommen, kehrte es in felsenfestem Vertrauen auf Balzens Wort nach dem Veilchenhof zurück.

Dort war es als armes Verdingkind auferzogen worden und dort wollte es nun bleiben und dienen, bis des Küferpaulis Balz, der ihm ewige Treue geschworen, aus der Fremde zurückkäme und es als sein braves Weib heimführe.

Des Junggesellen Versprechen, an der Weihnacht von weiter Ferne her auf Besuch nach Hause zu kommen, galt indessen nicht der Braut allein, sondern beruhte ebensosehr auf folgendem Grunde.

Sein seliger Vater hatte sich eine Jahrzeit gestiftet, d. h. einen Seelengottesdienst, der immer am dritten Weihnachtstag abgehalten werden mußte und dem alle seine Kinder, wenn immer möglich, beizuwohnen hatten. Der brave, aber eben nicht weiter denkende Sohn hatte dem ihm gar lieben Vater feierlich versprochen, niemals zu fehlen, und mit diesem festen Entschlusse ging er denn auch von dannen.

Seine Schwester hatte besser geraten, als er beschlossen. Um Weihnachten hatte er einen Platz inne, den er, wollte er dessen Verlust nicht riskieren, nicht verlassen durfte, waren ja in dieser Jahreszeit zehn andere da, die darnach angelten. Das schrieb er dem Brigittli von Ulm aus. Nicht anders gings im nächsten und im zweitnächsten Jahr. Dann aber vergingen Jahre, ohne daß Balthasar ein Wort von sich hören ließ.

„Er ist tot!" vermuteten die einen.

„Er ist liederlich geworden!" neckten die andern die langjährige Braut.

„Es gibt halt drinnen in den großen Städten ganz andere Brigittli," hänselten die schadenfrohen, bösen Dorfzungen.

Ueber solch gottvergessene Verleumdungen geriet allemal das Brigittli in fürchterlichen Zorn und hoffte standhaft weiter von Jahr zu Jahr, daß er doch kommen werde zu Weihnachten, der Balz seines Herzens.

Inzwischen verlor das Brigittli die letzte Silbe und es wurde daraus eine Brigitt, ein festes, etwas ungeschlachtes Weibsvolk, wie sie vor Zeiten auf den Bauern-

Frühe war auf dem Veilchenhof der Weihnachtsfeierabend angebrochen. Als das Nachtessen eingenommen war, brachte die Bäuerin erst jedem der Knechte und der Brigitt je einen duftigen Birnweggen, wie das etwa hie und da auf den Bauernhöfen noch althergebrachter, patriarchalischer Brauch ist. Von Tannenbaum und fröhlichem Spiel bei Most, Birnbrot und geschwungener Nidel hingegen war auf dem Veilchenhof keine Rede. Es waren ja keine Kinder da, den Weihnachtsbaum zu bejubeln, und das Gesinde nicht zahlreich genug zu lustigem Kartenspiel.

Nachdem die Geschenke verteilt waren, stellte die Meisterin Kartoffeln und süße Aepfel zwischen die Mannsleute auf den Tisch, damit die Gemüse zu einem mächtigen Schnitz- und Erdäpfelhaufen für den kommenden Festtag gerüstet würden. Sie und die Brigitt hantierten in der Küche, kamen dann auch herein und die eine setzte sich ans Spinnrad, die andere an eine Flickerei.

Wie die Bäuerin einmal von ihrer Arbeit aufsah, ließ sie einen schweren Seufzer.

„Was hast du, daß du so seufzest?" fragte der Bauer.

„O, mir ist so schwer ums Herz, als säß mir das Doggeli darauf! Es gibt gewiß wieder ein Unglück in dieser Weihnacht; denkt nur d'ran! Ich ahne es immer voraus, und es hat mir wieder von schwarzen Kirschen geträumt die letzte Nacht. Das ist ein sicheres Zeichen, daß bald jemand stirbt!"

„Dummheiten!" erwiderte verweisend der Bauer.

„Ja, ihr könnt lange sagen und spotten," nahm nun die Brigitt das Wort. „Was ich diese Woche durch gesehen und gehört — hmhm! Aber ich wollte niemandem Angst machen und habe deshalb geschwiegen. Schon drei Nächte hintereinander kommt der Totenvogel vor mein Fenster und ruft: „„Witt nid mit, Du, Du, Du?""

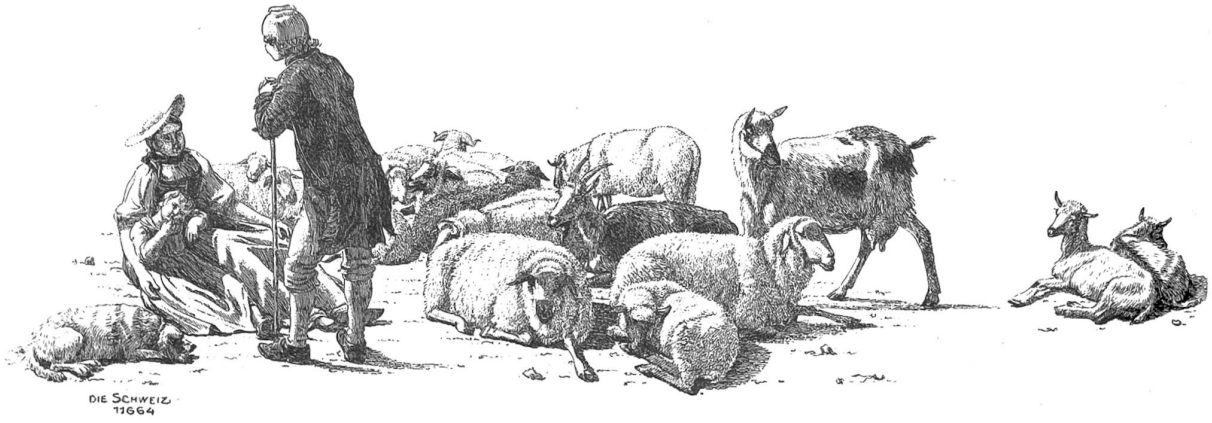
„Das war des Küferpaulibalzen Geist, du Narr, und nicht eine Eule!" unterbrach der neue Knecht, ein geweckter Bursche, der dem abergläubischen Wust in der Weiber Köpfen am ehesten dadurch abzuhelfen glaubte, wenn er ihre Geschichten noch gruseliger machte.

Der Brigitt fuhr bei diesen Worten ein kalter Schauder den Rücken hinauf und sie war gar nicht abgeneigt, zu glauben, daß dem so sei, wie der Knecht

höfen etwa noch zu sehen gewesen, wo die Mägde mit den Knechten früh und spät im Felde werchen mußten. Gegen solche währschafte Landmägde nehmen sich die „Stützen der Hausfrau" von heute oft recht komisch aus, wenn sie korsettgepanzert, sorgfältig in Schinkenärmelblousen gehüllt und in Elastikstiefelchen etwa zum Heuen ausrücken und nicht wissen, wie sie eine Gabel oder einen Rechen handhaben sollen, geschweige einen Karst oder gar eine Sense!

Die Brigitt hatte aber nach und nach nicht nur die jugendliche Endsilbe, sondern auch den jugendlichen Frohmut verloren. Der Liebesgram artete in einen verbissenen Griesgram aus, der durch die häufigen Sticheleien von ihren Nebendienstboten nur immer bitterer gemacht wurde. Am grimmigsten schlug sie bei ihren Arbeiten drein, wenn man ihr vorhielt, sie nehme schließlich doch noch einen andern, wenn der Balz nie heimkehren wolle. Das ließ sie nicht gelten. Ihn oder keinen andern! hieß es bei ihr.

Wieder hatte die stille Adventzeit den dichten Nebelschleier über die erstorbene Erde ausgebreitet. Wie ein höllisches Gespenst huschte und kroch das Flattergebilde über Fluß und See, über Saaten und Rieder und Wälder, als wollte es, von Neid und Bosheit geschwollen, dem tröstlichen Rufe aus verklärten Höhen „Friede den Menschen auf Erden!" verwehren, herniederzutauen zu den von Leiden geplagten, von Sünd und Schuld gequälten Menschen.



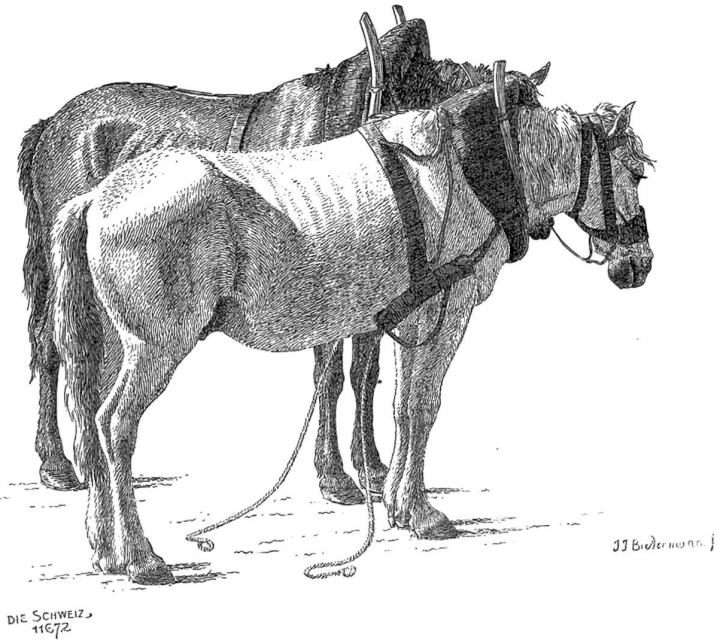
sagte. Vielleicht mußte des dem Vater gegebenen Versprechens wegen der Geist des Sohnes heimkommen, da der Leib nicht konnte oder wollte! Darum sagte sie zum Erstaunen des Knechtes, der eher eine grobe Abfertigung erwartet hatte:

„Wird wohl sein! Und als ich heute Abend Suppenbrot einschnitt, ist mir plötzlich das Licht ausgelöscht, gerade wie voriges Jahr, als unser alter Knecht, der Lunzi selig, so plötzlich wegstarb!"

„Ja, dann könnt es am End doch auf die Großmutter gemünzt sein!" warf der ungläubige Thomas wieder drein.

„Pst!" machte der Bauer, deutete mit dem Kopf nach der Nebenkammer, wo seine siebzigjährige Mutter den Schlaf des Gerechten schlief, und legte zum Zeichen, daß der vorlaute Knecht schweigen solle, zwei Finger auf den Mund.

In der kleinen heimeligen Wohnstube des obern Stockes im Veilchenhof brannte auch schon Licht. Die hübsche, junge Frau, die dort still waltete, nahm keinen Anstoß daran, daß diesmal der Totenvogel, angelockt von ihrem Licht, das Fenster der Brigitt verfehlte und vor dem ihrigen sein „„Witt nid mit"" zum besten gab.



Früher als sonst hatte sie heute ihren Toneli, einen herzigen Krauskopf von fünf Jahren, mit vielversprechenden, muntern, blauen Augen, zu Bette gebracht. Als sie überzeugt war, daß der Schutzengel seine Fittige über den Kleinen ausgebreitet hatte, nahm sie aus einer Komodenschublade eine Schachtel mit Christbaumschmuck und ein Schimmelpferdchen mit hübsch schwarzgewichsten Hufen, auf einem rotbemalten Brettchen mit vier Rädchen stehend. Dann begann sie emsig, bunte Fäden durch die Ringlein, Sternchen und Herzchen zu ziehen, Nüsse zu versilbern und vergolden, und skrupellos zog sie den Hampelmännchen und Engelchen die bunten Schlingen um die zarten Hälschen zusammen, um sie dann mit den andern Herrlichkeiten an dem Christbäumchen baumeln zu machen, das ihr Mann heute nach Feierabend heimzubringen versprochen hatte.

Er hielt auch Wort, der gute Wendel. Pünktlich wie jeden Abend kam der etwas schwerfällige, aber überaus gutmütig dreinschauende Mann die Treppe herauf und in die warme, sauber aufgeräumte, zierlich ausgestattete Stube hereingetrottelt und stellte mit den Worten: „Schläft der Toni schon?" das versprochene Tannenbäumchen auf den Tisch.

„Ach, welch' hübsches, wohlgeformtes hast du ausgelesen, Wendel! Du bist doch gar so gut mit dem Kleinen!" sagte die Frau gerührt und nahm dem guten Manne den Hut aus der Hand und strich ihm liebkosend die Wangen.

„So jetzt will ich dir helfen, schnell das Zeug noch einzufädeln, dann rüsten wir den Baum fix und fertig zu und stellen ihn beiseite bis morgen Abend, gelt?" sprach der Wendel, dem das Lob seiner lieben Frau wohl that bis in die Zehenspitzen hinaus.

„Nein, Schatz! erst mußt du zu Nacht essen, du braver, lieber Mann! Schnell gehe ich in die Küche und augenblicklich ist angerichtet. Weißt, vielleicht thu ich's heut zum letzten Mal," flüsterte sie und lehnte sich traulich an ihn.

„Was zum letzten Mal? Rede mir nicht so, Luise!" erwiderte Wendel, sichtlich erschrocken.

„Ach, du Nachtig! Ich meinte ja nicht wie du; nur für dieses Jahr vielleicht zum letzten Mal! Weißt du, das Christkindlein für uns Große ist auch nicht mehr weit!"

Mit diesen Worten ging sie wohlgemut in die Küche.

Wendel verfolgte sein gesegnetes Weib mit Blicken voll freudiger Hoffnung und banger Erwartung. Und ihr Anblick versetzte ihn um Jahre zurück in die Vergangenheit, die wie eine Vision in diesen Augenblicken vor seinem Innern vorüberzog.

Wendel war des Veilchenbauers leibhaftiger Bruder. In seiner frühern Jugend galt er, wie man sagt, so für verschlagen, nicht im bösen geistigen, sondern mehr im äußern, körperlichen Sinne, linkisch, unbeholfen, müßte man eigentlich sagen. Verschlagen war er aber damals im buchstäblichen Sinne. Wenn den alten Veilchenbauer jeweilen wieder einmal die Laune ankam, seine Kinder zu züchtigen, die Lauswar, wie er sie selber nannte, recht tüchtig durchzuwalken, nachdem er Monate oder doch Wochen lang nicht nur fünfe, sondern selbst dreizehne hatte grad sein lassen, da nahm er selten ein rechtes Verhör auf. Es war ihm weniger um Herbeiführung von Besserung zu thun, als um Auslassung seiner angesammelten Wut. Und wie er dann etwa nach einem Stecken langte oder was ihm sonst gerade in die Hände kam und auf seine Kinder los wollte, da stoben sie wohlweislich mit Geheul auseinander und warteten nicht, bis seine Tatze sie ergriff, denn sie wußten, was die Uhr geschlagen hatte. Wer aber schließlich hangen blieb, das war der ungelenke Wendel. Schuldig oder nicht, er mußte die meiste Zeit das Bad aus-

fressen, mit Respekt zu melden. Nicht besser gings ihm in der Schule. War irgend ein Galgenstücklein ausgeführt worden, so hatte es der Wendel vom Veilchenhof gethan. Natürlich! Er war ja immer der letzte am Tatorte! Und wenn er heulte wie die Trompeten von Jericho, so schrieen die andern wie die Posaunen des jüngsten Gerichts:

„Der Wendel, der Wendel hats gemacht!"

Und dann hatte er auch regelmäßig seine Heiligen weg.

Damit der Veilchenhof nicht zerstückelt würde, gab ihn der alte Veilchenhöfler seinem Aeltesten um ein Linsenmus. So war das Vermögen, das die andern Kinder nach seinem Tode erhielten, kaum der Rede wert. Wendel erhielt glücklicherweise auf die Verwendung eines Mitbürgers, der Angestellter in der Metallwarenfabrik der benachbarten Stadt war, eine Heizerstelle in demselben Geschäfte. Dieser Vermittler, der die Verhältnisse vom Veilchenhof kannte, bekundete ein besonderes Erbarmen mit dem gutmütigen, fleißigen Wendel. Er hatte mehrere Kinder, die aber erwachsen und in guten Stellen draußen in der Welt sich befanden. Wendel kannte sie alle, war doch der Vater früher beim alten Veilchenhofbauer oft im Taglohn gestanden und hatte oft genug für den verfolgten kleinen Wendel Partei genommen. Nun war er ihm ein väterlicher Freund und Wendel ihm in kindlicher Dankbarkeit zugethan.

Da kam dieser Mann eines Tages blaß und abgehärmt zur Arbeit. Seine Augen verrieten eine schlaflos durchwachte Nacht, und vom Abend zum Morgen war sein leicht ergrautes Haar weiß geworden.

„Was fehlt Euch, Anton?" fragte teilnehmend Wendel.

„Wenn man sich nur nie glücklich schätzte!" begann der andere mit vor Bewegung bebender Stimme, aber nicht ohne Bitterkeit.

„Jetzt, meinte ich Thor, hätten wirs bald erstritten. Ich hätte ein ruhiges Alter, die Kinder eine gesicherte Zukunft vor sich. Keines kehrte je heim, ohne einen schönen Batzen Erspartes mitzubringen und mir ja anzuempfehlen, daß ich mirs an nichts fehlen lasse. Und wenn wir jeweilen etwa alle beisammen bei einfachem Mahle saßen und plauderten und Glückseligkeit und Zufriedenheit strahlte von aller Gesicht — da hätte ich mit keinem Könige der Welt getauscht!"

Hier machte Vater Anton eine Pause, atmete schwer, man merkte wohl, daß ihm die folgenden Worte fast die Kehle zuschnürten.

„Und nun kam gestern Abend bei Nacht und Nebel, da sie sich vor dem Tageslicht der Heimat schämte, die älteste Tochter nach Hause und gestand mir, was ich erschaudernd schon beim ersten Blicke in ihre verweinten Augen und das abgehärmte Gesicht erraten hatte, daß sie unglücklich geworden sei in der bedingungslosen Hingabe an einen heiß geliebten Mann. Sie hatte Bekanntschaft mit dem, wie sie meinte, durchaus rechtschaffenen Jüngling. Der machte sich aus dem Staube, als er sie Mutter wußte, und ließ sie im Unglück sitzen, der kommenden Schande preisgegeben. Worüber sie mehr klagt, als über die ihr persönlich anhaftende Schmach, und was sie schier zum Verzweifeln bringt und was wir ihr nicht ausreden können, das ist, daß sie auch den Ruf ihrer Schwestern, ihrer Familie beflecke!"

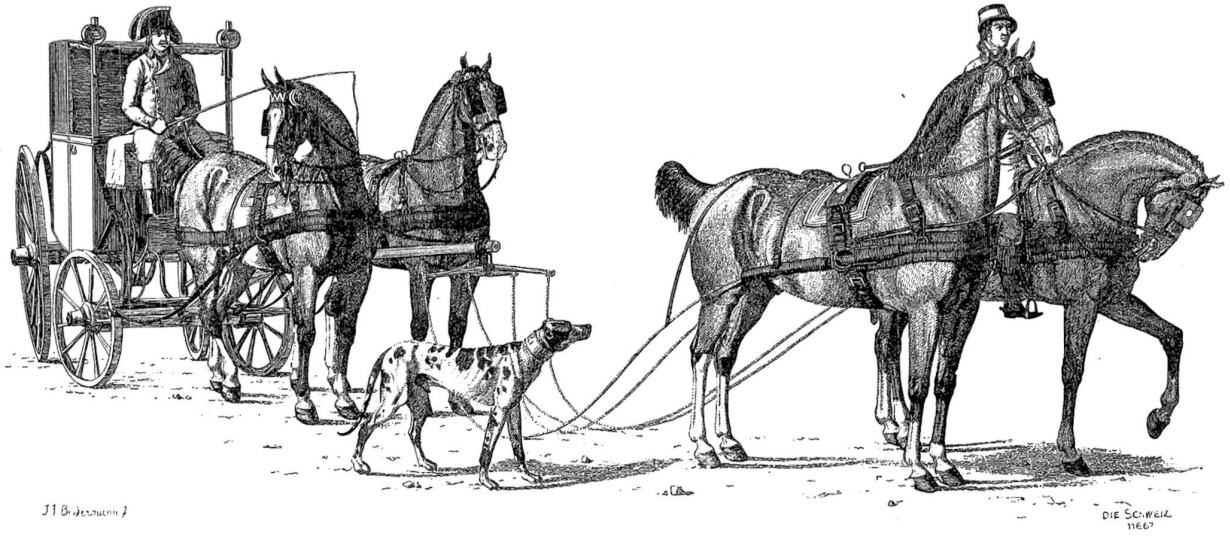
Hier brach Anton in Thränen und in ein so erbarmungswürdiges Schluchzen aus, daß sich Steine hätten erweichen lassen. Es ist aber auch wahr! Liederliche Dirnen kommen weit besser weg, als ein infolge grenzenlosen Vertrauens unglücklich gewordenes Mädchen. Feige wie Hyänen fallen die frommen Dorfklatschrosen und augenverdrehenden Tagdiebinnen über solch ein Opfer der Lieblosigkeit her. Sie, die alle Betstühle von St. Jost und St. Anna abgerutscht haben, alle Weihwasserkesselchen austupfen, und wie die Pharisäer recht abgehärmt und jämmerlich daherkommen und die Besten sein wollen im Lande, sie kennen das Wort des zürnenden Heilandes nicht: „Wer von Euch ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein auf sie!" Otterngezüchte!

Auch unserm weichherzigen Wendel waren bei der Erzählung Antons Thränen in die Augen gestiegen. Aber währenddem dem guten, armen Toni vor Jammer die Stimme zu versagen drohte, bekamen Wendels blaue Augen unter dem Thränenschleier einen eigentümlichen, fast heitern Glanz.

„Vater Toni," begann er schüchtern, „verzweifelt nicht. Ich wüßte einen Ausweg, wie dem Luise und Euch allen geholfen werden könnte."

Anton schaute überrascht und ungläubig zu dem Gefährten auf. Daß der Wendel ein grundgutes Herz hatte, das wußte er; aber wie der sonst sich nie mit schwierigen Denkproblemen abgebende simple Heizer in solch heiklem Falle auf einen gangbaren Ausweg komme, das war ihm ein Rätsel. Es war aber eben nicht Sache des Kopfes, sondern des Herzens beim Wendel.

„Wisset Ihr," fuhr er zögernd und mit einer Miene fort, als hätte er eine schwere Schuld zu gestehen, „wisset Ihr, als Euer Luise noch daheim war, da habe ich es gar so gern gesehen und auch immer an es gedacht, als es fort in die Fremde gezogen war. Ja, es war mir sehr lieb, das Luise; aber ich hätte es ihm nicht sagen dürfen, wißt Ihr; was hätte es mit so einem Tölpel, wie ich einer war, anfangen sollen?"



Hier stockte er, denn er meinte zum voraus, wenn auch der Vater zu seinem kommenden Antrag Ja und Amen sagte, so möchte doch das Mädchen nichts davon wissen wollen.

„Ich möchte nun gerne," nahm er kleinlaut seine Rede auf, „ich möchte nun gar gerne dem Luise meine Hand geben, wenn es wollte!"

Wie ein mildes Leuchten ging es über des Alten Gesicht.

„Du hast ein edles Herz, Wendel! Und ich denke, Luise wird dein großmütiges Anerbieten dankbar zu würdigen wissen!"

„Aber Ihr müßt mit ihm reden, Vater Toni!" sprach Wendel.

Luise sagte nicht nein, sondern gelobte sich selbst mit heiligem Schwure, dem Wendel ein liebendes, braves Weib zu sein immer und ewig.

Und die drückende Spannung wich aus dem Hause Antons. Abgewendet war der drohende Makel, gerettet der Friede des Hauses! Ja, die Geschwister waren des Geschehenen nicht einmal recht inne geworden, und als am kommenden Sonntag in aller Stille Verlobung gefeiert wurde, da konnte der Taglöhnertoni sich der strahlenden Gesichter seiner Töchter freuen mehr denn je. Der Wendel vom Veilchenhof war ein Schwager, dessen man sich nicht zu schämen brauchte, obwohl jedes der Mädchen bei der Gratulation für sich selber gedacht haben mochte: „Ich will lieber, du müssest ihn haben, als ich!"

Luise aber wußte dem Braven Dank. Wohl aber war es nötig, daß sie zum Rechten schaute und mit klugem Sinn das Regiment des Hauses führte. Aber sie ließ ihn ihre geistige Ueberlegenheit nicht fühlen, es machte ihre Meisterschaft nicht den Eindruck, als ob sie die Hosen an hätte. Stets war sie freundlich, dienstbereit, zuvorkommend, nachsichtig mit seinen körperlichen und geistigen Schwächen. Und der gutmütige Wendel wollte zufrieden sein, wenn er es im Himmel bekomme, wie er es hier bei seiner lieben Luise habe. Was er ihr an den Augen ablesen konnte, das that er ihr gewiß zu Gefallen. Und dazu lebten sie etwa gar nicht so von der Hand in den Mund von seinem bescheidenen Lohne. Luise war als geschickte Schneiderin fortgezogen und noch geschickter und tüchtiger heimgekehrt. Sie hatte bald die beste Kundschaft weitumher, verdiente an den von guten Häusern in Kommission übernommenen Stoffen und an den zwei bis drei Lehrtöchtern ein nicht zu verachtendes Sümmchen. Kurz, Wendels Hausstand blühte und gedieh.

Der Veilchenhofbauer, der wegwerfend ausgespuckt hatte, als er vernahm, wie der Tölpel von Bruder sich ans Heiraten mache, war nicht wenig überrascht, als er bei einer augenblicklichen Geldverlegenheit bei diesem Tölpel von Bruder rasche Hilfe fand und die Worte hörte:

„Wenn Du etwas mangelst, so komm Du nur."

Von da an war denn auch das Einvernehmen zwischen den Brüdern ein viel herzlicheres als früher. Und als der Veilchenhöfler dem Wendel das entlehnte Geld zurückbrachte, meinte er:

„Ihr sollt nicht in dieser engen, ungesunden Behausung bleiben! Weißt Du was, Bruder, ich lasse Euch im obern Stock meines Hauses eine flotte, heimelige Wohnung einrichten und dann zieht Ihr zu mir. Meine Frau wird sich herzlich freuen, die Schwägerin bei sich zu haben!"

Darauf wurde von Wendel und seiner Frau gerne eingegangen. So waren sie denn hinübergezogen auf den Veilchenhof in den obern Stock und dort hatte sich dann bald ein busperer, hübscher, gesunder Junge eingestellt, den der Wendel den seinen nannte, obwohl sein Erscheinen mit dem Kalender der Dorfklatschbasen nicht übereinstimmen wollte.

Eine weitere stille Beschäftigung jener schönen Seelen, die wir schon oben kennen gelernt haben, ist die, daß sie so viel Zeit haben, vor anderer Thüren zu wischen, und selten vergessen, wenn eine Hochzeit stattfindet, in ihrem christlichen Hauskalender in echt christlichem Wohlwollen ein Kreuzlein oder ein anderes christliches Zeichen dort anbringen, wo sich ein allfälliger Erdenbürger erlauben dürfte, das Licht der Welt zu erblicken. Wehe seinen armen Eltern, so er sich früher herausgetraut! An hämischen Bemerkungen hatte es denn auch bei der Taufe des herzigen Bubis nicht gefehlt. Aber was kümmerte

das den guten Wendel! Eben jetzt weidete er sich mit vergnügtem Lächeln an dem lieblichen Bilde, das der Krauskopf in seinem Bettchen bot, zu dem er leise hinzugetreten war, als sich seine Frau in der Küche mit seinem Nachtmahl abgab.

Glückstrahlenden Blickes trat sie eben ein in die Stube und setzte ihm sein Lieblingsgericht, eine duftende, knusprige Omelette zum Kaffee vor, eine Speise, die zur Winterszeit, wo die Eier so teuer sind, an Werktagen nicht auf Wendels Tisch zu paradieren pflegte. Nun hatte aber die letzten Tage eine habliche Frau, die mit der von Luise gelieferten Arbeit außerordentlich gut zufrieden gewesen, als Extrazugabe zum Lohn ein Dutzend Eier gespendet „für die kommenden schweren Tage", wie sie meinte. Die „ungraden" zwei nun hatte Luisens Liebe dem guten Manne, dem treuherzigen Wendel, gestiftet, der ihr Bubli so lieb hatte.

Weihnacht war wieder vorüber und eben hatte es der Seelenmesse des alten Küferpauls ausgeläutet. Sein Sohn Balthasar war freilich wieder nicht erschienen. Was aber merkwürdiger war: diesmal fehlte auch die Brigitt, die bisher noch jedesmal an der Andacht teilgenommen hatte, sei es gewesen, um des fernen Sohnes Stelle zu vertreten, sei es in der stillen Hoffnung geschehen, den Balz dort endlich zu treffen. Kurz, heute fehlte sie. Die Dorfweiber wußten den Grund schon, und so sehr es sie aus der kalten Luft, die über den Friedhof strich, heim zum warmen Kaffeekruge zog, so steckten sie doch die Köpfe zusammen und tuschelten, und so oft sich eine wegwenden wollte und sagte: „Ich muß und muß heim!", so blieb sie doch wieder hangen und wußte vielleicht am meisten zum Vielen auszukramen.

Droben auf dem Veilchenhof war die ganze vorausgegangene Nacht Licht gewesen, und schon gestern hatte man beizeiten eine gewisse Frau mit einem bekannten Körbchen am Arm hingehen sehen. Heute morgen sei sogar der Doktor eiligst hingegangen. Von den Todesvorboten, die die Brigitt und die Bäuerin wollten gesehen und gehört haben, waren sie auch unterrichtet, und nun wußte jede noch etwa ein solch untrügliches Zeichen hinzuzufügen. Wie hatten die Kerzen geflackert heute auf dem Altar während der Todesmesse! Wie erbärmlich hatten die Glocken gewimmert! Und als der „Heer" aufs Grab des Küferpaul ging, da hatte auf dem Grabe, das nun zuerst geöffnet werden mußte, ein brandkohlerdenschwarzes Hündlein gekauert und war nicht wegzubringen und hatte gar merkwürdig gewinselt und dann wieder aufgeheult, daß den Umstehenden fast Mark und Bein gefroren. Das waren alles untrügliche Zeichen eines unerwarteten, aber bald eintreffenden Todesfalles.

Und wo Weiber sich einmal in ein solches Thema verbissen haben, da gibt es kein Aufhören. Wohl tropfte die eine oder andere von dem Knäuel ab, wenn plötzlich des Bauers paar Augen vor ihr auftauchten, die er zu machen pflegte, wenn sie die kostbare Zeit auf diese Weise verplämperte und verrätschete, während daheim alle Hände voll zu thun wären.

So stund noch immer ein ansehnlicher Rudel dieser Friedhofmauerblümchen beisammen, als mit aschfahlem Gesichte und an allen Gliedern zitternd der Wendel vorbeihastete zum Adlerwirt hinüber, um diesen zu bitten:

„Er möchte um Gotteswillen so schnell als möglich in die Stadt hineinfahren und den berühmten Arzt Dr. St... holen. O, mein Gott! es stehe so böse mit seiner armen Luise!" schluchzte der Wendel noch, als der Adlerwirt schon von seinem Frühstück weg aufgestanden war, um augenblicklich Wendels heißem Wunsche zu willfahren.

Als der arme Wendel der Frau Wirtin noch einzelne Vorkommnisse herausgewürgt hatte, sagte sie ermutigend zu ihm:

„Die Hoffnung nicht aufgeben, Wendel! Und vor allem schickst Du mir den Toneli herüber; das Kind

hat ja jetzt bei Euch unmöglich die rechte Pflege und Hut. Ich behalte ihn hier, bis es bei Euch wieder besser steht!"

So geschah's. Der Toneli zog hinüber in den Adler, und da man dem herzigen Kerlchen alles zu liebe that, hatte er gar nichts gegen den Tausch einzuwenden, kannte er doch die liebe Adlerwirtin gut genug, die mit fremden Kindern um so zärtlicher that, als ihr selber keine beschieden waren.

Als sie am Morgen wieder ins Zimmer trat, wo sie das Kind noch schlafend zurückgelassen hatte, da stund der Knirps jauchzend im Bette aufgerichtet und plumpste dann seelenvergnügt zurück in die flaumgeblähten Decken.

Dann, als sie ihn anzukleiden begann, faltete er ungeheißen die Händchen und sprach so recht kindlichen Vertrauens:

„Schutzängeli my, Schutzängeli my,
Laß mich Dir empfohle sy!"

Dann erzählte sie ihm, wie der liebe Gott heute Nacht einen schönen, weichen, hohen Schnee habe zur Erde fallen lassen, daß die braven Kinder recht fröhlich ihre Schlitten brauchen können. Da jauchzte der Kleine erst recht auf und wollte ohne Morgenessen hinaus in die weiße Pracht. Allein die Frau wehrte ihm und sprach:

„Und noch etwas muß ich dir erzählen, Toneli! Denk heute morgen hat der liebe Gott deine Mutter zu sich in den Himmel hinaufgerufen."

„Oh!" seufzte der Toneli, und es klang halb wie Bedauern, daß er die liebe, liebe Mutter nicht mehr daheim finde, halb wie Bedauern, daß er nicht auch habe mitgehen dürfen; denn im Himmel müsse es doch noch schöner sein, als hier, und wenn es auch Schnee habe.

„Aber dafür hat er dir ein liebes, hübsches, ganz kleines, munziges Schwesterlein gebracht!

„Oh, Schwesterlein! Schwesterlein!" jubelte er. Der schöne Schnee war vergessen und nun wollte er schleunigst heim zum Schwesterlein, mit ihm zu spielen!

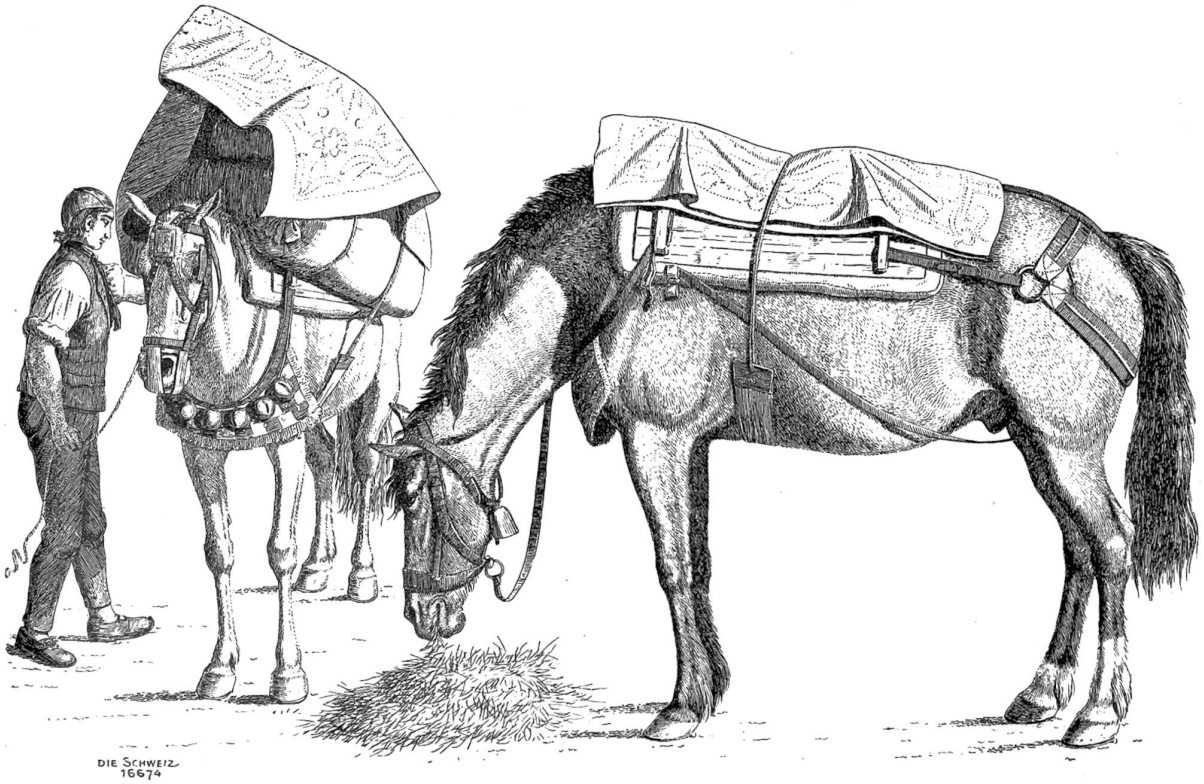
Daraus wurde natürlich einstweilen nichts. Aber, was die Frau da erzählt, war leider Thatsache. Daheim saß Wendel in stummem Brüten, teilnahmslos für alles, in einem Winkel der Wohnstube, während sie im Nebenzimmer sein geliebtes, treues Weib, die Sonne und das Glück seines Lebens einbahrten. Hätten sich nicht Bruder und Schwägerin des führerlosen Hauswesens angenommen, es wäre drunter und drüber, oder vielmehr, es wäre gar nichts gegangen.

Vielerorts herrscht noch der Glaube im Volke, die ihrer schweren Stunde oder deren unmittelbaren Folgen erlegene Mutter komme in unbewachten Augenblicken zurück zum verlassenen Neugeborenen, um es zu nähren und zu pflegen. Darin liegt nun wenigstens eine rührende Verklärung der Mutterliebe. Aber nicht umsonst sagt der Dichter:

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde,
Daß es zertreten wird vom Huf der Pferde!"

So gibt es drunten an der Reuß einen Ort, wo man der toten Kindbetterin Schuhe anzog in den Sarg, damit sie nicht barfuß gehen müsse bei ihren Gängen aus dem Geisterreich herrüber zu ihrem Kinde. Welch rohe, plumpe Verunzierung jenes schönen Symbols der Mutterliebe!

Auf dem Veilchenhof wäre das sicher vergessen worden, wenn nicht die von solchem Unsinn vollgepfropfte Brigitt heraufgepoltert wäre und lärmend darauf bestanden hätte, daß die versäumte Pflicht, wie sie es nannte, nachgeholt würde.



Ein Gutes hatte indes ihre überlaute und übelangebrachte Sorge um die tote Luise. Der Wendel wachte bei ihrem Gekeife auf aus seinem Dahinbrüten.

„Dank Dir Gott, Brigitt", sagte er, „Deiner Mahnung wird man schon gedenken und Deiner Sorge um uns auch!"

Dann fragte er nach dem Kinde, ob es gesund sei, und man werde sich um eine Kinderfrau umsehen müssen."

Dabei wurden dem geschlagenen Manne die Augen feucht und sein Schmerz löste sich in einem wohlthätigen Thränenstrom.

„Was die Wärterin anbetrifft, Wendel, dafür ist einstweilen gesorgt!" tröstete die Bäuerin und Schwägerin.

„Bis die Feldarbeiten wieder beginnen, können wir es zur Not ohne Magd machen und überlassen Dir so lange die Brigitt als Wartefrau und Haushälterin. Sie wird das Kindlein etwa wohl besorgen können, und dann sind die Großmutter und ich auch noch da!"

So ging es denn auch ganz leidlich. Der Wendel wurde ruhiger, wenn er auch den herben Verlust so leicht nicht verschmerzte. Sein Töchterchen hatte an der Brigitt wirklich eine sorgfältige und aufopfernde Pflegerin, und dem Toneli, der aus dem Adler heimgekehrt war, und den alle Welt lieb hatte, ging es so übel auch nicht. Wie aber die Brigitt an ihren Posten zurückkehren mußte und eine fremde Person in ihre Fußstapfen trat, da war es mit dem Gedeihen des mutterlosen Würmleins vorbei. Es magerte zusehens ab, aß nicht, litt an hartnäckigen Koliken und Verdauungsstörungen und wurde elender von Tag zu Tag. Wendel, der mit ganzer Seele an seinem Mädchen hing, das der seligen Mutter, seiner unvergeßlichen Luise, so tupfähnlich sah, beriet sich mit sämtlichen, erfahrenen Frauen seiner Umgebung und erhielt Ratschläge, Hausmittel und Apothekerrezepte, mehr als Sterne am Himmel standen. Aber eins half weniger als das andere. Unter anderm wurde ihm auch empfohlen, eine Flasche besten Veltliners zu kaufen und das schmale Rücklein und die abgemagerten Gliederchen des armen Geschöpfchens damit zu waschen.

„Das könnte wirklich gut sein!" dachte Wendel, und um den Tropfen echt und recht zu bekommen, hätte er nur beim ganz nahen Adlerwirt vorzusprechen brauchen. Aber Wendel getraute sich nicht dorthin, weil er wußte, daß der gescheite Mann nichts darauf hielt, wenn man in solchen Fällen allerlei durcheinander probierte und auf jeden Zaunstecken hörte, wenn er nur wieder etwas neues wüßte.

Drum begab er sich lieber ins Oberdorf in den Sternen, wo er allerdings die Sache auch recht bekam und vielleicht wußte die Sternenwirtin, die selber ein Dutzend Kinder in fünfzehn Jahren gehabt hatte, einen guten Rat. Richtig! Wendel hatte sich nicht getäuscht; die Wirtin wußte ein Mittel und was für eins!

(Fortsetzung folgt).

Ungalante Volks-Sprüchwörter der galanten Franzosen.

Die Zunge der Frauen ist ihr Schwert, das sie nicht rosten lassen.

Was der Teufel nicht kann, bringt die Frau fertig.

Drei Frauen machen einen Jahrmarkt.

Wer eine schöne Frau, ein Schloß an der Grenze, einen Weinberg am Wege hat, erlebt nie das Ende des Krieges.

Die Ehe ist das Grab der Liebe.

Frauenzärtlichkeit — Katzenzärtlichkeit.

Es gibt wenig Frieden, wo die Henne kräht und der Hahn schweigt.

Frauen und Oefen gehören ins Haus.

Selbst einer toten Frau ist nicht zu trauen.

An einer Mühle, einer Uhr und einer Frau gibt es immer zu repariren.

Bewölkter Himmel und geschminkte Frauen sind nicht von langer Dauer.

Die Frauen haben Quecksilber im Gehirn und Wachs im Herzen.

Der Strickstrumpf.
Originalzeichnung von F. Mock, Basel.